

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 113.

Montag, 4. Mai.

1931.

Die weißen Bälle / Ein Sportroman von Curt Seibert.

(2. Fortsetzung.)

„Mein Gott, so etwas gibt es?“, rief eine junge Dame ganz erschrocken aus, und alle mußten unwillkürlich lachen, denn die Worte kamen so aus ihrem Munde, als befürchte sie, man werde morgen an ihr das Experiment ausprobieren.

„Ja, das gibt es“, sagte Wangenheim, „aber noch verwunderlicher ist doch die Tatsache, daß ein Mann wie Moreau so etwas fertig gebracht hat. Ich habe ihn, wie gesagt, selbst gekannt, natürlich nicht intim, aber doch so, daß ich mir ein Bild von seinem Charakter machen konnte, und ich muß sagen, ich hätte vor Gericht jeden Eid geschworen, daß er einer solchen Tat nicht fähig sei.“

„Und das Motiv?“, forschte einer.

„Liebe! Liebe zu einem jungen Mädchen, das sich dieser Aufopferung nicht wert erwies. Sie ließ ihn später im Stich, und nur durch Moreaus Selbstmord und seine letzten Aufzeichnungen kam die Sache überhaupt ans Tageslicht.“

„Da muß man tatsächlich vor diesen Indern Angst haben“, meinte jemand, und alle sahen sich unwillkürlich nach Tarasi um, aber er war nicht im Zimmer, sondern nebenan an einer Posterpartie beteiligt.

„Anförm“, sagte Rabinowitsch, „Angst muß man haben vor solchen Leuten, die diese Mittel anwenden, nicht vor denen, die sie herstellen.“

„Ihre Erzählung, lieber Baron“, fuhr Rabinowitsch fort, „war ohne Frage sehr interessant, aber hier handelte es sich um den Fall eines Mannes, der eine Tat jahrelang vorbereitete und sie mit einer fast nicht mehr normalen Energie zu Ende führte. Ich aber habe einen Fall erlebt, wo nur der reine Zufall, oder sagen wir besser die Gelegenheit, einen sonst tadellosen Charakter zum Verbrecher machte, und ich glaube, diese Geschichte paßt nicht weniger gut zu unserem heute abend angeschnittenen Thema.“

Man brauchte den redeleidenden und redengewandten Anwalt nicht lange zu animieren, ehe er seine Geschichte begann.

Die Sache spielt in Paris und ist schon lange vergessen und begraben. Ich studierte damals an der Sorbonne und war natürlich bei jedem größeren Prozeß in einem der hundert Gerichtssäle zu finden. Damals gehörten zur ersten Gesellschaft drei fast gleichaltrige Männer. Ich kann die Namen ruhig nennen: Lumiere war der älteste, Petin der jüngste, Cartier hieß der dritte. Sie waren befreundet und, wie schon angedeutet, nur wenige Jahre im Alter verschieden. Da sie reich waren und nicht viel zu tun hatten, kamen sie eines Tages auf eine etwas ausgefallene Idee. Sie wollten den Gerichten einen Streich spielen, die Staatsanwaltschaft hereinlegen und ganz Paris an der Nase herumführen. Der Plan lautete folgendermaßen: Cartier sollte an einem Abend Petin nach Lumières Wohnung begleiten und gleich wieder fortgehen. Die beiden anderen sollten einen Streit vorkäufeln, so, daß Lumières Diener die erregten Stimmen hören mußte. Dann sollte Petin unauffällig das Haus verlassen und sich einige Wochen in der Provinz verborgen halten. Die Folge mußte sein, daß Lumiere wegen Ermordung Petins angeklagt wurde. Vor Gericht würde der

(Nachdruck verboten.)

Diener den Streit schildern, Cartier sollte aussagen, daß Petin in Lumières Frau — er war der einzig Verheiratete — verliebt wäre, und daß beide seit kurzem verfeindet seien. Der abendliche Besuch hätte einer letzten Aussprache dienen sollen. Kein Mensch konnte zweifeln, daß Lumiere zum Tode verurteilt werden würde. Sobald das Urteil gesprochen war, sollte Petin frisch und munter im Gerichtssaal erscheinen.

„Eine phantastische Idee“, sagte jemand.

„Ja, und sie gelang.“ — „Nicht möglich!“

„Hören Sie nur zu. Es kam alles, wie verabredet. Cartier begleitete Petin zu Lumiere, sprach kurz mit dem Diener und verschwand dann wieder, wartete draußen, um später Petin zur „Flucht“ in die Provinz zu verhelfen. Drinnen markierten die beiden anderen einen Streit, den der Diener Wort für Wort hören mußte, ließen um den Tisch und warfen einige Stühle um. Dann wurde es still, Petin schlich sich aus dem Zimmer, aus dem Hause, Lumiereriegelte sich ein und empfing den Diener erst wieder am nächsten Morgen. Inzwischen war Petin spurlos verschwunden, Cartier machte seine verabredete Aussage, Lumiere wurde verhaftet und unter Anklage gestellt.“

„Mein Gott, wie aufregend!“, sagte eine ältere Dame.

„Warum aufregend? Solange die Sache programmäßig verlief, konnte sie für niemand irgendwie gefährlich sein. Leider wichen die Ereignisse etwas vom Programm ab. In der Gerichtsverhandlung leugnete Lumiere alles, der Diener weinte, mußte aber unter Eid seinen Herrn belassen. Cartier sagte: Ich habe vor dem Hause eine halbe Stunde gewartet, um mit Petin ins Café zu gehen. Da er mir aber zu lange blieb und ich die beiden in ihrer Aussprache nicht stören wollte, bin ich allein ins Café gegangen, aber Petin ist nicht mehr erschienen.“

„Na, das ist doch alles ganz programmäßig“, meinte Mr. Edding.

„Sie müssen mich zu Ende erzählen lassen“, sagte Rabinowitsch und hielt den vorübergehenden Zigarrenhock an, um sich eine seiner geliebten Brasilins Gesicht zu stecken. „Am vierten Verhandlungstag, als ganz Paris in schrecklicher Aufregung war und sich tausend Meinungen für und wider den allgemein beliebten Lumiere gebildet hatten, zog man Petins Leiche aus der Seine —“

„Nein!“, rief Eliza und machte entsetzte Augen.

„Doch! Und in seiner Brust steckte eine Waffe, die Lumiere als seinen Brieföffner erkannte.“

„Sehen Sie“, rief der Staatsanwalt, „er hat die Gelegenheit benützt, um seinen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen.“ Und jeder glaubte ihm. Lumiere war in schrecklicher Verfassung, denn er konnte sich nicht erklären, wer Petin ermordet hatte. „Du hast ihn doch vor der Tür erwartet“, sagte er zu Cartier, „ich habe Petin nach dem fingierten Streit herausgelassen, und Ihr beide seid dann fortgegangen.“ Aber Cartier schüttelte nur den Kopf und blieb bei seiner Aussage, daß er nach vergeblichem Warten allein ins Café gegangen sei. Lumiere stand der Schweiß auf der Stirn und er bedauerte zu spät, seine Frau und seinen Diener

nicht in das Geheimnis eingeweiht zu haben. „Entweder“, brüllte er in den Saal, „bin ich verrückt oder der ist der Mörder.“ Und er zeigte auf Cartier, der nur leise und verzeihend lächelte. Die Verurteilung zum Tode war gewiß. Da entschloß sich der Diener zu einer heroischen Geste. Er trat vor und erklärte, gesehen zu haben, wie sein Herr Monsieur Petin nach dem Streit aus dem Hause lief, wie sich beide anlachten und Petin sagte: „Ich denke, die Sache wird klappen.“ Dann sei Petin draußen von Monsieur Cartier erwartet worden und beide seien gemeinsam fortgegangen, und zwar in anderer Richtung, als sich das Café befand, das Cartier aufgesucht haben wollte.

Diese Aussage schlug natürlich wie eine Bombe ein, Cartier wurde ins Kreuzverhör genommen und brach schließlich zusammen. Nicht Lumiere, sondern er selbst hatte die günstig erscheinende Gelegenheit benützt, um den Mann zu vernichten, dessen Frau schon lange seine Geliebte war. Die Sache war so fein eingefädelt, daß Cartier gar keine Gefahr laufen konnte, und wenn sich der Diener nicht geopfert hätte. . . . „Sie sprechen von einem Opfer und von einer heroischen Tat“, sagte Wangenheim, „was ich nicht recht verstehe, denn es ist doch nichts Besonderes, wenn ein Diener seinen Herrn rettet.“ „Sicher haben Sie recht, aber hier hatte der Diener einen Meineid geschworen. Er hat nämlich die Beobachtungen, von denen er sprach, gar nicht gemacht, sondern sich aus den Fingern gezogen, um seinen Herrn zu retten. Daß er zufällig die Wahrheit erzählte, konnte er nicht ahnen.“

Alle Anwesenden waren erschüttert durch die Erzählung des Rechtsanwalts und viele dachten darüber nach, ob auch sie eines Verbrechens fähig seien, wenn es sich darum handelte, jemand zu erobern, den sie liebten. Eliza mußte unwillkürlich an Tarasi denken. Ob der auch imstande war, sich zu vergessen, wenn er eine Frau begehrte?

4.

In diesem Moment erschien Billi Cook und bat Herrn von Wangenheim und Rabinowitsch, sie möchten rasch ins Nebenzimmer kommen, wo sich ein Vorfall abgespielt habe, der außerordentlich peinliche Formen anzunehmen drohe. — „Ich will Ihnen kurz alles erklären“, hielt er die beiden Herren zwischen Tür und Angel fest, „ehe Sie hineingehen. Vielleicht erinnern Sie sich, daß vor drei Tagen hier eine Pokerpartie im Gange war, die ganz plötzlich abgebrochen werden mußte?“

„Ja, ich hörte davon“, sagte Rabinowitsch.

„Wer war daran beteiligt?“, fragte Wangenheim, der von dem Vorfall nichts gehört hatte.

„Tarasi hatte die Partie angeregt gemeinsam mit Domscheid. Außerdem nahmen teil ein Mister Wattington aus York, ein Herr Zenzes vom Deutschen Konsulat in San Francisco und Herr vom Berg, der bekannte Industrielle aus Köln. Brooks und ich sahen zu. Es wurde nicht sehr hoch gespielt, aber auch nicht eben niedrig.“ — „Na, und ich kenne diese sogenannten niedrigen Sätze“, sagte Wangenheim. — „Tarasi hatte stark verloren, Domscheid war im Gewinn. Wattington hatte gerade gegeben, man nahm die Karten auf, Tarasi kaufte zwei und schien über den Satz zufrieden, während Domscheid ein Gesicht machte, als ob er vielleicht passen wollte. Als aber Tarasi nur einen kleinen Betrag setzte, ging Domscheid mit. Zenzes packte, die beiden anderen beteiligten sich ebenfalls.“ — „Es spielten also vier Mann, wenn ich recht verstehe?“ — „Natürlich. Es standen im Einsatz rund 10 000 Franken.“ — „Und das nennen Sie nicht hoch?“ — „Es war das höchste Spiel am Abend. Tarasi hatte stark verloren und wollte gewinnen. Er besaß drei Damen und zwei Buben.“ — „Nicht sehr viel.“ — „Sie wissen ja, daß der Zinder ein mäßiger Spieler ist. Aber er wollte gerade dieses Spiel gewinnen. Das erkannte man daraus, wie er setzte. Wattington und Herr vom Berg waren beide nicht weiter als bis zu 2000 Franken mitgegangen, aber Domscheid setzte nach anfänglichem Sträuben

weitere 2000 Franken. Da er aber als Bluffer bekannt ist, fiel das nicht weiter auf, und Tarasi griff eben in seine Kasse, um anscheinend auch noch 2000 Franken zu deponieren, als Herr vom Berg stöhnend zusammenfiel. Allgemeine Aufregung, denn so eine Unterbrechung war niemand lieb. Doch das Spiel mußte abgebrochen werden, Berg wurde in sein Hotel geschafft, wo der Arzt eine schmerzhafteste Darmverstimmung feststellte.“

„Die Hauptsache ist aber doch das unterbrochene Spiel. Was wurde unternommen?“

„Unter der Voraussetzung, daß Herr vom Berg einverstanden sei, beschloß man, die Karten zu versiegeln und das Spiel an einem anderen Tage fortzusetzen.“

„Was heute Abend geschah?“

„Natürlich! Herr vom Berg ist, wie Sie bemerkt haben werden, wieder wohl auf. Vorhin setzten sich die Herren an den Tisch, man brachte die vier verschlossenen und versiegelten Ruberts, auf denen jeweils der Name des Spielers verzeichnet stand. Der ebenfalls versiegelte Einsatz wurde aufgelegt, die Herren rissen die Briefumschläge auf, nahmen die Blätter zur Hand, und eben wollte man das Spiel zu Ende führen, als Domscheid aufstand und erklärte: Das sind nicht meine Karten!“

Man dachte zuerst, die Ruberts seien vertauscht worden, als die anderen drei Herren bestätigten, daß ihre Karten stimmten, stand Domscheid allein mit seiner Behauptung und die anderen saßen vor einem Rätsel.“

— „Um Gottes Willen“, sagte Herr von Wangenheim, „das Spiel darf unter keinen Umständen abgebrochen werden. Der Skandal wäre unvermeidlich.“ — „So schlau waren die Herren schon selber. Stefan erklärte sofort, wenn die anderen ihre richtigen Karten hätten, dann müsse er sich eben irren. Sie legten ihre Blätter auf und Tarasi hatte tatsächlich das Spiel gewonnen. Damit ist aber die Sache keineswegs aus der Welt geschafft, denn ich glaube nicht, daß Stefan lügt.“

„Das halte ich auch für ausgeschlossen“, sagte Rabinowitsch, dessen kriminelle Instinkte geweckt wurden. „Was geschieht zur Zeit?“

„Augenblicklich wird abgerechnet. Da der Zinder im ganzen erheblich an Domscheid verloren hat, dürfte er froh sein, einige tausend Franken noch gerettet zu haben.“

In diesem Moment erschien Stefan, gefolgt von den übrigen Herren, die begütigend auf ihn einsprachen.

„Wenn Mr. Domscheid sagt, es waren nicht seine Karten, dann glaube ich es auch“, ließ sich als erster Mr. Wattington vernehmen, ein hagerer großer Engländer mit einem Monokel à la Chamberlain, und die anderen stimmten ihm bei. — „Das kann ich auf meinen Eid nehmen“, sagte Stefan, „als die Karten eingepackt wurden, hatte ich vier Zehn und eine Acht. Als ich die Karten wiederbekam, waren aus zwei Zehn ein Junge und eine Drei geworden. So was soll man nicht merken?“ — „Herr Baron von Wangenheim“, wandte sich Herr vom Berg an diesen, „Sie sind der Älteste unter uns. Bitte, nehmen Sie die Aufklärung dieses Vorfalls, der von uns allen tief bedauert wird, in die Hand. Unter allen Umständen muß ein Skandal vermieden werden, aber unter den Tisch fallen darf die Sache nicht. Sie haben in Dr. Rabinowitsch einen glänzenden Juristen zur Seite, wir alle stehen als Zeugen zur Verfügung.“ — „Da möchte ich doch schon lieber vorschlagen, daß Herr Rabinowitsch die Verhandlungen führt, falls niemand etwas dagegen hat, und er selbst sich lebenswürdigerweise zur Verfügung stellt.“ — Da Rabinowitsch nicht und niemand etwas dagegen hatte, war die Angelegenheit vorderhand erledigt. Stefan nahm Bill unter den Arm und suchte Eliza, die sich ihm anschloß. — „Reg' dich nicht auf, Stefan“, sagte Eliza, „das ist die Sache nicht wert.“ — „Ich reg' mich aber auf und ich fürchte, meine Nerven leiden darunter.“

(Fortsetzung folgt.)

Frauenarbeit in der Fischerei.

Eine Industrie, die weibliche Arbeitskräfte sucht . . .

Von Elie Tschanner.

Die Geschichte der deutschen Küstfischerei weiß wohl von Frauen zu berichten, die gemeinsam mit ihren Männern zum Fischfang „auf See fuhren“. Aber es ist kaum ein einziger Fall bekannt, daß Frauen diesen als selbständigen weiblichen Berufszweig jemals betrieben hätten oder gegenwärtig betreiben würden. Die Arbeit der Frau, die mit „auf Fang“ war, bestand im Essenablocken und Räumen an Bord des Kutters und in ihrer Hilfeleistung beim Reineinholen, Verstauen und ersten Konservieren der gefangenen Ladung. Das Rehlen (Töten) und Einsalzen der Feringe, das Abblocken der Krabben, das unmittelbar nach dem Fang geschehen muß, waren solche Obliegenheiten. In der Ostseefischerei, die sich in der Hauptsache auf Flundern, Goldbutt und Dorsch erstreckt, spielt die Mitwirkung der Frau als Fischerin heute noch eine beträchtliche Rolle. An der Nordsee ist sie bis auf ganz wenige Ausnahmen zusammengeschrumpft.

Dafür ist in der Fischwertungsindustrie der großen norddeutschen Fischereihäfen Cuxhaven, Altona, Bremerhaven, Geestmünde, weiblicher Berufsarbeit ein umfangreiches Tätigkeitsfeld erwachsen, das sich ständig vergrößert und auf dem — es klingt in einer Zeit, in der sich die wirtschaftlichen Verhältnisse fast allseitig so trostlos gestalten, fast märchenhaft! — Arbeitskräfte laufend gesucht sind.

Die vier genannten Industrieplätze beschäftigen während der „Saison“, die vom Juli bis zum Mai des nächsten Jahres dauert, ca. 8000 „Fischerinnen“. In der heringsarmen Zeit, also etwa Mai bis Juni sind es allerdings erheblich weniger, da ja der Hering den Hauptanteil am Rohmaterial stellt, das in der Nordsee-Fischindustrie verarbeitet wird. Selbstverständlich vermögen die Orte mit ihrer verhältnismäßig geringen Einwohnerzahl die erforderlichen Fischerinnen nicht aus der eigenen Bevölkerung aufzubringen. Diese kommen zum weitaus größten Teil, durch Vermittlung der behördlichen Arbeitsnachweise aus Gegenden, die einen Überschuss an weiblichen Arbeitskräften zu verzeichnen haben, besonders aus dem westlichen Industriegebiet: Gelsenkirchen, Bochum, Essen, Düsseldorf. Die Kosten für die Reise trägt die Firma, bei der sie eintreten wollen. Die Rückfahrt zu Saisonabschluss bezahlt ebenfalls der Arbeitgeber. Unter den Arbeiterinnen sind viele, die diese Reise schon 10—12mal gemacht haben.

Ihr Hauptbeschäftigungsgebiet finden die zugereisten Frauen in den verschiedenen Abteilungen der Marinier- und Räuchereibetriebe, ferner in den Reismachereien, einem Industriezweig, der übrigens auffallend stark mit Einheimischen besetzt ist. Die Arbeit wird im Afford bezahlt und nach den einzelnen Knoten berechnet. Wie umfangreich und dominierend weibliche Arbeit bei der Fischverarbeitung ist, läßt sich am besten kennzeichnen, indem man sagt: Es wird kaum eine Fischkonserve, ein marinierter oder Räucherfisch gegessen, der nicht durch Frauenhände, meist sogar ausschließlich und buchstäblich durch Frauenhände gegangen wäre. Denn es ist im Vergleich zu anderen Fabrikationsbetrieben erstaunlich, wie auffallend viel in der Fischindustrie noch manuell gearbeitet wird. Werfen wir z. B. einen Blick in die Marinieranstalt, in der eben eine Ladung frischer Rollmopskonserven den Saal verläßt, und verfolgen wir beispielsweise deren Entstehung!

Die Feringe werden durch handliche Verrichtung geteilt, entgärtet, in großen Vottischen mariniert, d. h. in eine Essiglake gelegt, gewickelt — nachdem sogar die zum Füllen benötigte Gurke mit der Hand geschnitten wurde — gespeist und in Dosen gefüllt, und erst diese fertige Packung kommt mit einer Maschine in Berührung, die den Dedel schließt. Aber auch die Maschine wird von einer Frau bedient, und von Frauen werden die Blätschen dann, um völlig abzutrocknen, jede einzeln durch Sägemehl gerollt und endlich in die Holzverschlüsse sortiert, in denen sie ihre Reise zum Käufer und Verbraucher antreten.

Und ähnlich ist es in den anderen Abteilungen! Beim Eintonservieren der vielen verschiedenen Fischmarinaden — in Mayonnaisen, Öl, Tomate —, in der Fischbraterei, Geleranstalt, in der Salzerei — in der die Salzheringe fertig gemacht werden —, in der Räucherei, aus der als Fertigfabrikat die Blätsche hervorgehen, nachdem sie, auf lange Stangen aufgereiht, die kalten Rauchkammern durchwanderten. Sie werden auch hier wieder von Frauen Stück für Stück in Kisten verpackt. Selbstverständlich geschieht jede einzelne Arbeitsphase bei der Zubereitung der mannigfachen Fischsorten in gesonderten Abteilungen und gesonderte Arbeiterinnen. Es ist zwar kein Betrieb „am laufenden Band“, aber eine genaue Arbeitsteilung, die sich reiheweise und folgerichtig von einer zur anderen der langen, breiten Holz-

tafeln erstreckt. um diese Tische stehen oder sitzen die Arbeiterinnen, fast durchweg in geräumigen, hellen und freundlichen Sälen, mit weißen oder blauen, gleichmäßigen Kitteln und passenden Häubchen angezogen. Die Glitte des Fertigfabrikates verlangt peinliche Ordnung und Sauberkeit. Die Arbeit geht fast nie ganz stumm vor sich, es wird geredet und — vor allem — gesungen dabei . . . Oft stundenlang und ohne Unterbrechung. Daß aber bei diesem „fleißigen Reden“ auch die „Arbeit munter fortfliehe“, verbürgt der Afford, nach dem auch hier die Leistungen bewertet werden. Einzelne Arbeiterinnen, z. B. Filet- oder Lachsneiderinnen, haben es bei dieser Affordbewertung durch Geschicklichkeit und Übung zu fast unglaublicher Fixigkeit gebracht. Zudem bietet besonders die Herings-Hochsaison durch extra bezahlte Überstunden, gute Verdienstmöglichkeit. Denn die Firmen, die, um erstklassige frische Ware zu verarbeiten und zu liefern, stets nur das für einen Tag benötigte Quantum auf der allmorgendlichen großen Fischauktion aufkaufen, sind natürlich bemüht, diesen Tagesvorrat auch restlos aufzubrauchen und in der heringsreichen Zeit nach äußerster Möglichkeit zu produzieren.

So kann eine Frau hier — die vorerwähnten Monate ausgenommen — fast das ganze Jahr Beschäftigung und lohnenden Erwerb finden. Und daher kann man auch hier fast immer Schilder aushängen sehen, auf denen arbeitssuchenden Frauen Einstellung angeboten wird, — ein Anblick, den unsere Zeit nicht allzuhäufig bietet! Es ist zu erwarten, daß bei der steigenden Beliebtheit und dem wachsenden Absatz von Fischfabrikaten die Nachfrage nach Arbeitskräften in Zukunft noch weiter steigen wird.

Schwierigkeiten ergaben sich allerdings zunächst aus der Unterbringung der vielen zugereisten Arbeiterinnen, auf die die Orte nicht sogleich eingestellt waren. Die in Frage kommenden Privatquartiere und die teilweise Logismölichkeiten in besonderen Wohnabteilungen der Fabrikgebäude erwiesen sich für die große Zahl der auswärtigen Frauen als derart unzureichend, daß die Fischindustrie staatlicher — und privaterseits um die Schaffung von guten, blauen und entsprechenden Quartieren im eigenen Interesse besorgt sein mußte. Auf diese Weise kamen z. B. die Cuxhavener „Fischerinnen“ in den Besitz und Genuß eines Gebäudes, um das sie ihre Arbeitskollegeninnen auf verwandten Gebieten im Reich vielfach beneiden dürften: eines Ledigenheims. Der sehr schöne, neu aufgeführte, umfangreiche und allen Anforderungen der Neuzeit angepaßte Bau bietet Platz für mehrere hunderte Personen. Die Schlafzimmer sind jeweils für zwei, vier, oder mehr Einwohnerinnen eingerichtet. Beagliche, gemeinsame Ess- und Wohnsäle stehen für die Freizeit zur Verfügung und vermitteln das Gefühl gegenseitiger Verbundenheit und freundlichen Heimlichkeit auch in der fremden Umgebung.

Im Besitz dieses wohlorganisierten Hauses unterscheiden sich die deutschen Fischerarbeiterinnen nun doppelt von ihren Berufsgenossinnen der englischen Küste, die während der Saison überhaupt keinen festen Aufenthaltsort und -platz haben, sondern — dem Zug der Feringe folgend, die vom Norden kommend, bis zur Südspitze Englands entlang wandern, — ebenfalls die Küste mit vielen Abstechern entlang ziehen und ihr Domizil bald hier, bald da in Gestalt von Zeltlagern und Baracken „aufschlagen“. Denn besagter Hering, Kipper-Hering genannt, steht im Mittelpunkt der englischen Fischindustrie. Die Zahl der englischen Fischerarbeiterinnen ist bedeutend höher als bei uns. Dies ist eine Folge des ungleich höheren Fischverbrauches der englischen Küste, für den hier nur ein Beispiel sprechen soll: Bratfischläden, d. h. solche, die frisch gebratenen Fisch verkaufen, und die bei uns wohl nur in einigen Küstenstädten bestehen, gibt es in England 30 000 Stück, in denen 45 Prozent aller überhaupt gefangenen Fische zum Verkauf gebracht werden. Man darf behaupten, daß diese Fischläden eines der wichtigsten und beliebtesten Volksnahrungsmittel Englands liefern. Die Erkenntnis, daß es außerdem noch eines der gesündesten ist, beginnt sich auch bei uns langsam durchzusetzen.

Gemeinsamkeit.

Nach dem Altdeutschen (um 1200).

Von Walter Meißner.

Welch Frau schickt einen lieben Mann
Mit rechtem Mut zur Lebensfahrt,
Die hat den halben Anteil dran,
Wenn sie daheim sich wohl bewahrt.

Sie bleib ihm fürder Glück und Bier
Mit Herz und Tun und Mund und Wort.
Sie bete für sie beide hier:
„So fährt er für sie beide dort.“

Schwänke des Morgenlandes.

Verarbeitet von Hermann Diamenthal.

Das Geheimnis.

Bei Mahomed von Tunis gilt nicht nur als der reichste Fürst des Morgenlandes, sondern stand auch im Rufe, den „Stein der Weisen“ zu besitzen. Eines Tages verschwor sich ein Teil seiner Untertanen gegen ihn und der Rabob wurde des Thrones verlustig. Als der Bei von Algier davon erfuhr, schickte er Truppen ins Land, mit deren Hilfe Bei Mahomed seine Macht wieder erlangte.

Kurze Zeit darauf langte ein Abgesandter des Beis von Algier in Tunis ein, der dem wiedereingesetzten Fürsten die Botschaft überbrachte: „Mein Herr, der dir in der Not beigegeben ist, bittet dich, Erhabener, daß du ihm als Lohn dein Geheimnis verraten sollst.“

„Gern will ich den Wunsch deines hohen Herrn erfüllen“, erwiderte Bei Mahomed und er sandte dem Bei von Algier, unter starker Bedeckung, einen geschlossenen Frachtwagen.

Als der Bei höchst gespannt den Wagen eigenhändig aufschloß, fand er im Innern desselben einen Pflug.

Das Porträt.

Der mongolische Fürst Tavelan, der auf einem Auge blind war, betraf eines Tages einen begabten Maler seines Reiches zu sich und sprach zu diesem: „Ich wünsche von dir porträtiert zu werden. Gib dir Mühe, mich zufrieden zu stellen. Wenn das Bild nicht gut getroffen ist, riskierst du deinen Kopf.“

„Dein Auftrag ehrt mich, Erhabener“, erwiderte der Künstler furchtlos. Und er malte den Fürsten als Vogenschüßen, der auf ein Wild zielt und dabei sein Auge zubückt.

Der eitle Fürst war hochbefriedigt und beschenkte den Maler reichlich.

Kaiser und Kalif.

Als Kalif Mubad die Griechen besiegte, gelang es ihm, den griechischen Kaiser gefangen zu nehmen. Der Kalif ließ sich den Gefangenen vorführen und fragte ihn, welche Behandlung er als Besiegter erwarte.

Darauf gab der Kaiser zur Antwort: „Wenn du den Krieg als König führst, dann gib mich ungekettet den Meinigen zurück; führst du ihn als ein Händler, dann verkaufe mich; führst du ihn aber als blutdürstiger Tyrann, dann lasse mir das Haupt abschlagen.“

Diese Antwort gefiel dem Kalifen und er schenkte dem Kaiser die Freiheit wieder.

Treffende Antwort.

Kalif Almansor Billah begrüßte einst einen Häuptling, dessen Freundschaft er gewinnen wollte, mit den Worten: „Danke Allah, daß die Pest, die dein Land verwüstete, zu wüten aufgehört hat.“

Darauf entgegnete der Häuptling ruhig: „Allah ist zu gütig, als daß er uns auf einmal zwei so schwere Plagen als die Pest und deine Regierung zu schicken würde.“

Tapferkeit.

Während der Regierungszeit des zweiten Kalifen brach einst ein Sklaven-Aufstand aus.

Nach hartem Kampf gelang es den Soldaten, den Häuptling gefangen zu nehmen. Der Sultan, dem er vorgeführt wurde, fragte ihn, welche Strafe er verdiene, worauf der Mann unerschrocken zur Antwort gab: „Diejenige, die tapfere Männer verdienen, die sich im Kampfe ausgezeichnet haben.“

„Du hast Recht“, erwiderte der Kalif, dem die Antwort gefiel. „Es ist schade, einen Mutigen zu töten. Darum begnadige ich dich. Er ließ hierauf dem Rebellen die Fesseln abnehmen und reichte ihn in seine Palastwache ein.“

Das Horoskop.

Ein orientalischer Fürst bestellte einst einen Sterndeuter zu sich und sprach zu diesem: „Ich möchte, daß du mir mein Horoskop stellen sollst. Versuche zu erfahren, wie lange ich noch zu leben habe.“

„Gerne sehe ich dir zu Diensten, hoher Herr“, erwiderte der Astrologe, indem er sich bis zur Erde vernigte.

Nachdem er, auf einer Himmelstafel, das Gesicht, unter dem der Fürst zur Welt gekommen war, eingehend studiert hatte, erklärte er: „Nun will ich dir die Botschaft aus dem Reiche der Sterne künden. Kurz ist deine Lebensbahn, o Herr! Du hast nur noch fünf Jahre zu leben.“

„Ziehst du dich nicht?“ fragte ihn der Fürst betroffen, worauf der Sterndeuter in bestimmtem Tone erklärte: „Die Sterne lügen nie!“

Ungläubig entließ der Fürst den Astrologen. Die böse Prophezeiung hatte zur Folge, daß er die Staatsgeschäfte vernachlässigte und weder Speise noch Trank zu sich nahm.

Als der Großvezier davon erfuhr, suchte er den Fürsten auf. „Du sollst dem Horoskop, das dir der Astrologe gestellt hat, nicht vertrauen“, meinte er.

„Warum soll ich an der Wichtigkeit seiner Prophezeiung zweifeln“, fragte der Fürst. „Gehört er doch zu den ersten Wahrsagern des Landes.“

Darauf erklärte der Großvezier: „Ich will dir beweisen, daß er sich auch irren kann.“

Hierauf ließ er den Sterndeuter holen und richtete an ihn die Frage: „Hast du dein eigenes Horoskop studiert?“

Als der Astrologe bejahte, fuhr der Großvezier fort: „Dann sage uns, wie lange du noch zu leben hast.“

Darauf erwiderte der Astrologe, ohne zu überlegen: „Zwanzig Jahre!“

Darauf ergriß der Großvezier einen Dolch und erschlug den Astrologen.

Als dieser seine Seele ausgehaucht hatte, sagte der Großvezier zum Fürsten: „Nun siehst du wohl, wie seine Prophezeiungen in Erfüllung gehen!“

Die Gesichtszüge des Fürsten leuchteten sich auf und von diesem Tage an ließ er seinen Wahrsager vor sein Angesicht.

Großmüt.

Anläßlich seines sechzigsten Geburtstages wurde der Wohltäter Chatur Tai, der sich bei den unteren Volksklassen großer Beliebtheit erfreute, durch glänzende Feste gefeiert, in denen die große Güte und Mithätigkeit des Jubilars gepriesen wurde.

Als ein Bedner Chatur Tai den großmütigsten Mann seiner Zeit nannte, erhob sich dieser von seinem Plaze und sprach: „Ich verdiene diesen ehrenvollen Titel nicht. Das wird euch die nachfolgende Geschichte beweisen.“

Eines Tages hatte ich das Bedürfnis, meine Mitmenschen reichlich zu beschenken und ließ unter den Bedürftigen der Stadt eine Kamelherde verteilen. Hierauf durchwanderte ich verkleidet die Stadt.

Da sah ich einen Mann damit beschäftigt, Maulbeeren und Kirschen für seine Angehörigen zu sammeln. Ich trat näher und fragte ihn: „Warum suchst du nicht Chatur Tai auf, wo heute jeder reichlich beschenkt wird?“

Darauf erwiderte der Mann, ohne in seiner Beschäftigung innezuhalten: „Wer sein Brot selbst erwerben kann, hat es nicht nötig, die Wohlthaten Chatur Tais in Anspruch zu nehmen.“

„Seht, meine Freunde“, schloß Chatur Tai, „das war der großmütigste Mann unserer Zeit!“

Der Chalat.

In Mos lebte ein Mann namens Archan, der wegen seiner Gelehrsamkeit sehr geachtet war. Die vornehmsten Männer der Stadt suchten seinen Umgang; da der Waise aber einen abgetragenen Rock anhatte, lud ihn keiner in sein Haus.

Zum Ramadan erhielt Archan von einem Schüler einen fast neuen Chalat zum Geschenk. Als er sich mit ihm auf der Straße zeigte, trat sofort ein Würdenträger auf ihn zu und lud ihn zum Iftarnahl ein.

Archan erschien zur festgesetzten Stunde und unterhielt die Gäste durch seine weisen Aussprüche. Das Mahl begann, doch als die Suppe aufgetragen wurde, begoß der Gelehrte seinen Chalat von oben bis unten mit der Brühe.

„Was machst du?“ fragte ihn der Gastgeber vorwurfsvoll, worauf Archan zur Antwort gab:

„Diesem Rock habe ich es zu verdanken, daß ich zum Essen geladen wurde. Deshalb muß auch er etwas abbekommen.“

Wußten Sie das schon?

Bei der Stadt Crescent in Kalifornien liegt eine gefällte kalifornische Fichte. Dieser Baumstamm ist insofern merkwürdig, als aus ihm nicht weniger als vierzehn hohe, schlankte Fichten emporsprossen, die alle keinen Nahrungsmangel zu leiden scheinen, obwohl keine von ihnen direkte Verbindung mit der Erde hat. Keiner dieser vierzehn Bäume hat Wurzeln; es sind in Wirklichkeit ja auch keine Bäume, sondern nur Äste des alten Stammes. Nachdem der Stamm gefällt war, begannen sie senkrecht in die Höhe zu wachsen und haben durchaus das Aussehen von freiwachsenden, selbständigen Fichten.

Um das Jahr 1600 stand der Bart in so hohem Ansehen, daß ein Schriftsteller der damaligen Zeit die Äußerung tat: ein Mann ohne Bart sei fast nicht wert, ein Mann genannt zu werden.

Ein Durchschnittsmensch von 50 Jahren hat in seinem Leben etwa 25 Tonnen Nahrung zu sich genommen. Ein starker Esser sogar 50 bis 60 Tonnen.

Shakespeares Haus in Stratford on Avon wird jährlich von etwa 3000 Personen besucht.